

Kultur

Er schuf Fleisch aus Gips und Bronze

Hans Josephsohn gilt als der wichtigste figurative Schweizer Plastiker seit Alberto Giacometti. Nun ist er mit 92 Jahren in Zürich gestorben.

Konrad Tobler

Skulpturen von Hans Josephsohn treffen einen, wuchtig und körperhaft. Sie sind ganz Körper, Fleisch aus Gips und Bronze. Der Körper als Körper war denn auch von Anfang an der Kern dieser Kunst. Das zeigt sich im Frühwerk, bei dem sich Josephsohn am französischen Bildhauer Aristide Maillol orientierte; das zeigt sich durch die Jahrzehnte hinweg bis zu jenen grossen Halbfiguren, die ab den Achtzigerjahren entstanden und grösstenteils Kopf sind: autonome Körper. Vielleicht liegt dieses Interesse am Körper in der Biografie begründet, denn der Körper ist nicht nur das, was einen immer begleitet, sondern auch das, in das sich Leiden einzeichnet.

In der Schweiz interniert

Josephsohn wurde 1920 im damals preussischen Königsberg, dem heutigen Kaliningrad, in eine jüdische Kaufmannsfamilie geboren. Nach 1933 begannen die Schikanen, der Vater wurde kurzzeitig inhaftiert. Dank eines mutigen

«Wenn heute jemand fünf Drähte an der Decke befestigt und etwas dranhängt, so ist das vielleicht schon etwas. Eine Plastik ist es aber nicht.»

Hans Josephsohn

Schuldirektors bekam Hans Josephsohn das Abitur dennoch, aber an eine künstlerische Ausbildung war nicht zu denken. Der junge Mann - durch und durch entschlossen, Künstler zu werden - konnte dank eines kleinen Stipendiums nach Florenz gehen. Als auch im faschistischen Italien «Rassengesetze» erlassen wurden, emigrierte Josephsohn 1938 in die Schweiz, zuerst nach Genf, dann nach Zürich, und kam in ein Flüchtlingslager oberhalb von Bremgarten.

Dort las er viel: Rilke, Trakl, Heym, George - schwere Lebenskost. Er schwankte zwischen der Literatur und der bildenden Kunst. 1939 schliesslich nahm ihn der Zürcher Bildhauer Otto Müller als Schüler auf, eine Lehre, die durch Aufenthalte in Internierungslagern unterbrochen wurde. In Gordola hatte Josephsohn die Nummer 926. Die Arbeitsbedingungen waren hart, die Baracken eng, der verzweifelte Künstler sprach von «ägyptischer Skla-



Er kämpfte um die Sprache des Körpers: Hans Josephsohn 2004 in seinem Atelier in Zürich. Foto: Gaëtan Bally (Keystone)

vere». Ein toleranter Arzt schrieb ihn schliesslich frei, er konnte zurück nach Zürich. 1942 erhielt er das letzte Lebenszeichen seiner Eltern, abgeschickt in Berlin, kurz vor deren Deportation nach Theresienstadt.

Immer wieder der Torso

Josephsohn war allein in einem fremden Land (dessen Bürgerrecht er 1964 erhielt). Er war auf der Suche nach seiner eigenen Sprache als Bildhauer in einem Umfeld, das von Künstlern wie Hermann

Hubacher, Hermann Haller und Karl Geiser bestimmt wurde, alles Vertreter einer klassischen Bildhauerei. Josephsohn wollte anderes. Er begann, ohne je zur Abstraktion gelangen zu wollen, zuerst mit einer Reduktion der Körper - schon da war sein Programm eigentlich bestimmt: Er würde ausschliesslich stehende, liegende und sitzende Figuren schaffen, dazu auch immer wieder die Form des Torsos, des bildhauerisch konzentrierten Teilkörpers, sowie das Relief verwenden.

Von Beginn an war dieses Werk geprägt von der Auseinandersetzung mit der archaischen, byzantinischen und romanischen Formenwelt - nie aber von irgendwelcher Form der Religiosität oder einer unmittelbar gemeinten Spiritualität. Kein Kampf um die Existenz wie bei Alberto Giacometti, aber wie bei diesem der Kampf um die Sprache des Körpers. Josephsohn ging es um die Skulptur als solche: um Volumen, Form, Oberfläche - und also zentral um Licht und Schatten. Erbaute seine Figuren aus zugeschnittenen

Gipsplättchen auf, um sie leichter zu machen. Dann begann - mit Spachtel und Beil - der Prozess des Aufbaus und Modellierens der Plastik. Dabei integrierte er auch immer wieder begonnene, aber liegen gelassene Werke oder Fragmente.

So entstanden seine kompakten Volumen mit den schrundigen Oberflächen, eine durch und durch eigenständige Formenwelt, die die Widerständigkeit des Künstlers spiegeln scheint. Denn er beharrte auf der Tradition, aber auch auf dem möglichen Ende dieser Tradition. So sagte er einmal in einem Gespräch mit dem Kunstkritiker Gerhard Mack: «Ich sage das nicht gern, aber es kann sein, dass Skulptur einmal am Ende ist, dass es sie irgendwann nicht mehr gibt, trotz ihrer alten Geschichte. Wenn heute jemand fünf Drähte an der Decke befestigt und etwas dranhängt, so ist das vielleicht schon etwas. Eine Plastik ist es aber nicht. Das Unglück beginnt schon damit, dass man alle Begriffe durcheinander bringt.»

Späte Ehre

Ein Einzelgänger also, der sich in sein Atelier zurückzog und wie besessen arbeitete, einer, der sich nicht ins Kunstsystem einordnen wollte. Einer, der während Jahrzehnten nur von einem kleinen Kreis wahrgenommen wurde. Das Kunstmuseum Zürich kümmerte sich lange kaum um dieses einzigartige Werk. Und erst spät, 1981 im Aargauer Kunstmuseum mit der bisher grössten Retrospektive, zollten Kritik und Rezeption dem Bildhauer ihren Respekt.

Es war wohl der Zürcher Architekt Peter Märkli, der Josephsohn zusammen mit einem Freundeskreis stärker ins Licht rückte. Nicht nur, weil Märkli in seine Bauten Skulpturen und Reliefs integrierte und so deren architektonischen Charakter unterstrich - sondern vor allem mit dem 1992 eröffneten Museum in Giornico. Märklis reduzierte Architektur gibt den Skulpturen und Reliefs den ihnen gebührenden Raum und ihr eigenes Licht. In diesen nicht musealen Räumen lässt sich das Werk Hans Josephsohns in einmaliger und stiller Weise erleben: Es trifft einen, wuchtig und körperhaft. Es ist ganz Körper, verletzliches Fleisch aus Gips und Bronze.

Gerhard Mack: Hans Josephsohn.
Fotografien von Georg Gisel Scheidegger & Spiess. 296 Seiten, 98 Franken.
Für den Besuch im Museum Josephsohn in Giornico TI holt man sich den Schlüssel in der Osteria Giornico im Dorfzentrum, www.lacongiunta.ch.
Das Sitterwerk in St. Gallen zeigt ständig wechselnde Ausstellungen des Bildhauers, www.kesselhaus-josephsohn.ch.

Vogelfrei auf Clare Island

Zerschellt an den Klippen des Kitsches: Sabine Reber erzählt in ihrem neuen Roman von einer Piratin und einem Amour fou.

Alexander Sury

«Sie sass am Ende der Welt und pflanzte Kartoffeln, sie sah zu, wie ihr Mann sich betrank, und wartete auf seinen nächsten Wutausbruch.» Dabei hatte alles so verheissungsvoll begonnen: Die junge Übersetzerin Linda begegnet in Irland dem fünfzehn Jahre älteren Daniel, einem charismatischen Restaurator und Altertumswissenschaftler. Sie löst ihre Verlobung auf und zieht mit dem «Mann meines Lebens» auf Clare Island zusammen, dieser «moosgrünen Sphynx am westlichen Rand Europas». Im «schamanischen Naturhoroskop» ist er ein Falke; sofort verspürt Linda deshalb die Gewissheit, dass sie ihm «ihr wahres Gesicht zeigen» wird.

Hochhackige Amsel

Als sie sich zum ersten Mal küssen, steuert die Natur ein stimmungsvolles Gewitter als angemessene Untermalung bei: «Im Licht des nächsten Blitzes legten sie ihre Lippen aufeinander, weich und warm. Ihr Atem mischte sich, ihr Herzschlag wurde eins, ihre Zungen wurden eins.» Daniel macht seine «hochhackige Amsel» - Linda hat eine Vorliebe

für High Heels - kurzerhand zu seiner Assistentin, hat er doch in einer alten Abtei die ältesten Wandmalereien Irlands entdeckt und hofft mit der Präsentation der Forschungsergebnisse den internationalen «Durchbruch» zu schaffen. Aber das eingebildete Paradies wird für Linda schon bald zum Gefängnis. Daniel entpuppt sich als manisch-depressives Scheusal, das seine junge Gefährtin erniedrigt und sogar auf ihre Vergangenheit eifersüchtig ist («Statt neben ihm zu wachsen, schrumpfte sie in seinem Schatten»). Zu Daniels Missvergnügen arbeitet sie an einer Geschichte über die legendäre Piratin Grace O'Malley, genannt Granaue, die vor fast einem halben Jahrtausend Clare Island zum Stützpunkt für ihre Raubzüge gemacht hatte und die verzweifelte Linda mit Auf- und Ausbruchsfantasien versorgt.

Eine solch zerstörerische Verbindung kann nicht gut enden: Sie verliert das gemeinsame Kind («Es hat einfach nicht bei uns bleiben wollen»), flüchtet zu ihrer Schwester in die Schweiz, kehrt gleichwohl wie unter Zwang nochmals zurück auf die Insel, akzeptiert fatalistisch ihr Schicksal («Linda sah ein, dass sie mit ihm nicht leben konnte, und ohne ihn könnte sie erst recht nicht leben») und stürzt aus einem von Falken bewohnten Turm, der ihr vorher wiederholt als Zufluchtsstätte diente, in den Tod.

Von 1996 bis 2004 lebte die 42-jährige Bieler Schriftstellerin Sabine Reber - sie

ist auch als kundige Gartenkolumnistin (unter anderem für den «Kleinen Bund») und feinnervige Lyrikerin bekannt geworden - zusammen mit dem Schriftsteller Hansjörg Schertenleib an Irlands Nordwestküste. Der Altersunterschied zwischen Reber und ihrem früheren Lebenspartner stimmt in etwa überein mit jenem zwischen Daniel und Linda im Roman.

Vom schweren Stoff überfordert

Haben wir es hier also trotz der dem Text vorangestellten rituellen Formel («Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist zufällig») mit einem Schlüsselroman zu tun, mit dem literarischen Bewältigungsversuch einer traumatischen Liebesbeziehung?

Allein schon die lange Entstehungszeit deutet darauf hin, dass dieser Stoff, der sich aus einer autobiografischen Wunde speiste, die Autorin nicht losgelassen hat: Zwölf Jahre arbeitete Reber mit vielen Unterbrüchen an diesem Buch.

Schlüsselroman und Reifezeit hin oder her: Stilistisch ist «Die Falken und das Glück» leider wie ein schwankendes Schiff im emotionalen Sturm. Manchmal neigt es sich gefährlich auf die kitschige Seite und droht zu kentern, um dann Fahrt aufzunehmen mit Passagen voller Tiefgang.

Allein, es wimmelt von überdeutlicher Symbolik («Mit den Falken ist es wie mit dem Glück», sagte Linda, sie lassen sich nicht zähmen») und Sätzen, die wie Empfehlungen aus einem Ratgeberbuch klingen. Auch die Rahmengeschichte mit der

jüngeren Schwester, die samt Urne und dem von ihr aus Tagebucheinträgen und der Geschichte von Granaue zusammengestellten Manuskript Lindas nochmals auf die Insel kommt, wirkt überkonstruiert und ist dramaturgisch unergiebig. Sie erhofft sich (vergleichbar) eine Klärung der Todesumstände von Linda und trifft auf einen asketisch lebenden Daniel, der als Akt der Busse das Ehebett verbrannte hat: «Auf dem Scheiterhaufen seiner Trauer loderte auch die Liebe, die er für Linda empfand.» Am Ende wird dem Leser gar suggeriert, dass der paranoide Quälgeist das Manuskript herausgegeben hat. Das ist definitiv zu viel der Selbstkasteierung.

Sabine Reber: Die Falken und das Glück.
Roman. Verlag LangenMüller, München 2012. 228 Seiten, Fr. 27.90.



Literarische Bewältigung ihres eigenen Traumas? Sabine Reber. Foto: Stöh Grüning

Kulturnotizen

Architektur

Hamburger Elbphilharmonie wird frühestens 2015 fertig

Seit 2011 ruhen die Arbeiten für die Elbphilharmonie, weil sich die Stadt Hamburg und der Baukonzern Hochtief nicht einigen konnten über Probleme beim Bau des Dachs und über die gestiegenen Kosten. Nun haben sich die beiden Seiten über das weitere Vorgehen verständigt: In nächster Zeit soll die Zusammenarbeit zwischen der Baufirma und den Architekten rechtsverbindlich geregelt werden, und ein Schiedsgericht soll die Kostenfrage klären. Statt 77 Millionen Euro wird der Bau mindestens 323 Millionen Euro kosten. Fertiggestellt wird er frühestens im Sommer 2015. (sda)

Salzburger Festspiele

Festspielpräsidentin kritisiert Alexander Pereira

Helga Rabl-Stadler, Präsidentin der Salzburger Festspiele, ist mit dem Verlauf des diesjährigen Festivals aus wirtschaftlicher Sicht zufrieden: «Derzeit sind wir 900 000 Euro über Plan.» Gleichzeitig nimmt sie Bezug auf Kritik, die von verschiedenen Seiten an Intendant Alexander Pereira geübt wird: «Pereira wird zu Unrecht unterstellt, dass ihn nur das Geld und nicht die Kunst interessiert. Aber ein bisschen Schuld trägt er selbst daran, weil er zu viel über das Geld redet.» (sda)